

Der Kandidat und die Sprache

Peer Steinbrück hat unterschätzt, dass wir stets mehr verstehen als eigentlich gesagt worden ist. *Eine Analyse von Josef Klein*

Bürger fordern, Politiker sollen sagen, was sie denken. Peer Steinbrück tut das – und macht Bauchlandungen. Er ist ein Star-Redner, aber redet sich in den demoskopischen Keller. Was paradox erscheint, gründet in der Natur der Sprache. Wir verstehen stets mehr als das wörtlich Gesagte und ziehen Schlüsse über den Redner. Das hat der Kandidat ignoriert.

So sind seine Bemerkungen zur unterbezahlten Kanzlerin ursprünglich eine sachliche Antwort auf eine Interview-Frage. Doch man kennt ihn als Nebentätigkeitenmillionär. Da wundert es nicht, wenn gemutmaßt wird, er plädiere für ein höheres Salär im angestrebten Hauptberuf – weit abgehoben von Geringverdiener-Sorgen. Ein anderes Beispiel: Die „Bild“-Zeitung kolportiert den Steinbrück-Satz: „Eine Flasche Pinot Grigio, die



nur fünf Euro kostet, würde ich nicht kaufen.“ Und zahllose Menschen denken: Hier verachtet ein Großverdiener, was für unsereins Standard ist. Ähnliches dürften viele empfinden, die einen Peer Steinbrück im Fernsehen sehen, der einen Golf zu fahren unzumutbar findet, weil der für ihn „Holzbank“ bedeutet. Solche Sätze lassen den sozialdemokratischen „Blick von unten“ vermissen.

Aber plädiert Steinbrück nicht rhetorisch geschliffen für „soziale Gerechtigkeit“? Das schon, aber weder Themen noch Rhetorik garantieren Glaubwürdigkeit. Wort und Tat, Persönlichkeit und Programm müssen zueinander passen. Da steht sich Steinbrück nicht nur mit dem „Blick von oben“ selbst im Weg. Auch die teilweise Abkehr von der Agenda 2010 wird angezweifelt. Auf die Frage

nach der Programmkonformität seiner Parteitagrede antwortet er: „Hätte ich eine Rede halten sollen, mit der ich die eigene Partei quäle?“ Das legt nahe: keine Rede mit Herzblut, sondern nach Opportunität.

Kürzlich sprach Steinbrück davon, unglückliche Sätze wieder „einzufangen“. Wäre er nicht als Spitzenbeamter in die Politik gelangt, sondern über die Ochsentour, hätte er wohl gelernt: Gesagtes kann nicht „eingefangen“ werden. Es sitzt in den Köpfen fest. Ein Meister der formalen Rhetorik ist nicht automatisch ein guter politischer Kommunikator.

Josef Klein ist Sprachwissenschaftler und forscht zur Sprache in der Politik. Von 2000 bis 2005 war er Präsident der Universität Koblenz-Landau. Seit-her arbeitet er an der FU Berlin.